Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 15

Artikel: Die Tragödie eines Knaben

Autor: Niggli, Martha

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638186

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Tragödie eines Knaben.

Von Martha Niggli.

Der Rechtsanwalt saß auf der äußersten Kante des Klubsessels und hatte die schöne Frau auf seine Knie gezogen. Sie hatte sich erst ein wenig gesträubt, denn heute war ihr Geist offenbar mit andern Dingen beschäftigt. Aber dann hatte sie doch nachgegeben, mit einem kleinen, gutmütigen Lächeln, dem man es ansah, daß die ganze Situation ihr nichts Neues mehr war.

So verhielt es sich in der Tat. Er war als Studienfreund in das Haus ihres Mannes gekommen, nachdem sie mit ihrer Familie in diese Stadt gezogen war. Die beiden Männer hatten Jugenderinnerungen ausgetauscht, Gymnasiastenstreiche noch einmal durchlebt, auch offenherzig von harmlos-süßen Abenteuern gesprochen, der Rechtsanwalt frisch, lebendig, unverbraucht, mit jener Art des Lebenskünstlers, die Frauen so leicht gefangen nimmt, ihr Mann immer nervös, mit einem hohen Lächeln, das stets jäh und unvermutet abbrach, als erschrecke es über sich selbst, oft plötzlich abwesend, als lausche er nach außen, auf Börsenberichte, welche der Rundfunk durch die Welt schickte, oft aber auch in einer seltsamen Erschlaffung zusammensinkend, als stünde er unmittelbar vor einem Nervenzusammenbruch.

Frau Thora runzelte in solchen Augenblicken die Brauen. Sie war klug und einsichtig genug, zu wissen, daß gerade die rastlose Tätigkeit ihres Mannes es war, was ihr das Leben in großem Ausmaße ermöglichte, wie sie es so sehr liebte und mit fast wollüstigem Behagen genoß. Er hatte das Unternehmen seines Vaters in eine A.-G. verwandelt und es mit seiner merkwürdigen Witterung für günstige Konjunkturen zu höchster Blüte gebracht. Das ging nicht spurlos an seinem Nervensystem vorüber. Er war keine Edison-Natur, sondern bloß ein Europäer, der schon nach vierzig die ersten Zeichen des Alterns zu zeigen beginnt.

Frau Thora war nicht ungerecht. Und doch konnte sie es nicht lassen, Vergleiche zu ziehen und immer öfters stieg der Unmut darüber in ihr auf, daß ihr Gatte nicht mehr ebenso frisch, ebenso heiter, ebenso gut gelaunt und ebenso genießerisch war wie der Freund.

Es bedarf da nicht vieler Worte. Der Rechtsanwalt traf seinen Jugendkameraden nicht immer zu Hause, wenn er vorsprach. Das war aber kein Hindernis, daß er nicht trotzdem zu einem kleinen, raffinierten Tee blieb, den Frau Thora ausgezeichnet zu arrangieren verstand.

Sie erschraken selbst darob, als sie sich zum erstenmal in den Armen hielten. Sie hatten es eigentlich nicht gewollt. Es war einfach so gekommen. Sie empfanden auch Gewissensbisse. Er selbst war frei und niemandem verpflichtet. Aber er wollte den Jugendfreund und sie den Gatten nicht betrügen. Sie versuchten, sich eine Weile nicht zu sehen. Es waren qualvolle Tage. Und dann telephonierte er ihr, sie möchte ein einziges Mal in seine Wohnung kommen, damit sie sich ungestört aussprechen könnten. Sie hatten auch die Absicht, sich bloß auszusprechen. Aber etwas in ihnen war stärker als dieser letzte Rest von gutem Willen und sie versanken im Brand ihrer Leidenschaft. Die Zusammenkunft, die dazu hatte dienen sollen, sich gegenseitig zur Vernunft zu bereden, war ihnen vollends zum Verhängnis geworden.

Aber der Mensch gewöhnt sich an alles, auch an ein Leben, das der allgemeinen Auffassung von Moral widerspricht, gewöhnt sich selbst an Heimlichkeiten, die so manchen bitter-peinlichen Augenblick mit sich bringen. Es gingen Jahre hin. Das Verhältnis zwischen den beiden blieb. Es büßte seine loderndste Glut ein. Aber es sank seltsamerweise doch nicht zur Gewöhnlichkeit hinab, sondern bekam mit der Zeit einen sanften Schimmer, der fast an Freundschaft gemahnte. Und daß der Freund für Thoras schönen, aufgeweckten Jungen ein wirkliches Interesse bewies, das erfüllte sie mit zärtlichem Dank.

So war es an diesem Vorfrühlingsnachmittag, als Frau Thora auf den Knien des Mannes saß. Er hätte sie gerne geliebkost und sich von ihr liebkosen lassen. Aber sie erwiderte seine Zärtlichkeiten nicht, sondern war in diesem Augenblick ganz Mutter und begann von Peter zu sprechen.

„Stell' dir vor", sagte sie, „er hat heute morgen im Schriftlichen am besten von allen Prüflingen abgeschnitten. Er wird eine Zugnummer am Gymnasium werden und wenn er sich einmal zum Forscher und Leiter von Expeditionen ausbilden will, so werd' ich's für ihn durchsetzen. Geschäftsmann, das ist nichts für ihn. Du wirst mir einmal bei diesem Kampfe helfen, falls er nötig werden sollte, gelt?" setzte sie jetzt in jäh aufflammender Zärtlichkeit, von der man nicht wußte, galt sie dem Knaben oder galt sie dem Manne, hinzu und strich ihm mit ihren weichen Fingern über Wangen und Stirn und zog sein Haupt an ihre Brust.

Der Anwalt empfing ganz selten Klienten in seiner Privatwohnung, nur dann, wenn es sich um eine große und eilige Sache handelte. Er wählte dann zu einer solchen Zusammenkunft den Raum, in dem er jetzt mit Frau Thora saß, denn es war ein Eckzimmer und hatte zu beiden Seiten der einzigen Türe doppelte Wände, deren Zwischenräume als Wandschränke ausgebaut waren. Zum Ueberfluß hatte er auch die Türe doppelt machen und den Durchgang mit Innenpolsterung versehen lassen.

In dem Augenblick, als Frau Thora seinen Kopf an ihre Brust zog, war ihm, als würde die Innentüre vorsichtig eingeklinkt, so, als hätte sie eben jemand geöffnet und, überrascht durch den Anblick des zärtlichen Paares, sie ebenso leise wieder geschlossen. Er wollte die Frau von seinen Knien schieben, nachsehen — — er hatte doch wohl nicht abzuschließen vergessen! Aber es war doch wohl nur eine Sinnestäuschung. Alles blieb still. Die äußere Tür, die sonst einen Knacks von sich zu geben pflegte, wenn man sie schloß, rührte sich nicht — oder doch?

Er wollte sie nicht erschrecken. Er hob sie auf und trug sie nach dem Sofa, daß sie nichts von seiner Unruhe merken sollte. Dann drehte er sich um, öffnete die Tür, die er wirklich nicht abgeschlossen hatte, und lauschte hinaus. Als er sich ihr wieder zuwandte, hatte er ein Lächeln im Gesicht, das sie sich zum erstenmal falsch deutete und darob errötete.

Als sie heimkam, war Peter noch nicht von der mündlichen Prüfung, die an diesem Nachmittag stattgefunden hatte, zurückgekehrt. Es beunruhigte sie zunächst nicht. Vielleicht feierte er ein wenig nach Jungenart mit seinen Kameraden, obwohl ihm das eigentlich nicht gleich sah; denn mit allem, was ihn bewegte, war er immer und immer zuerst zu ihr gekommen. Ob sie auch ein Geheimnis vor ihrem heranwachsenden Knaben verbarg, so war ihr Verhältnis zueinander doch ein selten vertrautes, ein weit tieferes als mit dem nervösen und immer von Geschäften beanspruchten Vater. Und als zweiter im Herzen ihres Jungen kam, als hätte das Schicksal es so über sie alle verhängt, der Onkel Rechtsanwalt, und in einer nur zu leicht sich ergebenden Verblendung leitete sie daraus ein Recht ab, das verbotene Verhältnis durch all die Jahre weiter zu führen.

Aber Peter kam auch um neun noch nicht. Der Vater telephonierte in der Stadt herum und auf die Polizeiwache. Und dann brachte man ihn. Er hatte sich mit einem kleinen und ungeschickten Revolver — Gott mochte wissen, wo er ihn herbekommen — in die Brust geschlossen. Er war noch nicht tot. Als seine Mutter sich ihm nahte, wandte er sich ächzend ab.

Die Zeitungen schrieben von dem tragischen Fall. Doch waren sie taktvoll genug, sich aller entehrenden Mutmaßungen zu enthalten. Das hinderte freilich nicht, daß man im nächsten Kreise immer wieder nach dem Warum fragte. Es stand außer allem Zweifel, es handelte sich um einen Selbstmord. Aber eben, warum, um Gottes willen,

warum? Die Verhältnisse des Schülers waren die denkbar günstigsten gewesen, reich, angesehen, und er hatte an diesem Tage die beste Aufnahmeprüfung in das städtische Gymnasium bestanden. Wohl hatte er bei Schülerveranstaltungen einem Mädchen den Vorzug gegeben und mehr mit ihr getanzt als mit andern. Aber es erwies sich, daß es nie auch zu den harmlosesten Stelldichein gekommen war und das Höchste, wozu Peter sich verstiegen, war ein Kartengruß aus den Bergferien. Sein Leben lag offen da, ließ sich zurückerforschen bis in seine Anfänge und besondere Heimlichkeiten hatte er nie gehabt.

War es einer jener geheimnisvollen Schülerselbstmorde, wie sie da und dort unter den Zöglingen der höhern Lehranstalten aufzutreten pflegen, aus einer verneinenden Philosophie heraus, aus Angst vor den Sinnlosigkeiten dieses Lebens, aus weiß Gott was für dunkeln und schmerzlichen Untergründen heraus?

Ihr Gatte hatte Frau Thora nach der Beerdigung aufs Land gebracht, wo sie unter der unauffälligen Beobachtung eines Nervenarztes stand. Ihr Schmerz war maßlos und obgleich ihr Mann ihrer jetzt bedurft hätte, dachte er doch zuerst an sie, denn sie war die Mutter. Auch er hatte den Knaben geliebt, wenn er's in seiner wortkargen Art auch nie so recht hatte zum Ausdruck bringen können, nie so gut wie sein Freund, der frische, fröhliche, gewandte Anwalt, und er hatte alle Hoffnungen seines eigentlich einsamen Lebens auf den Sohn gesetzt. Nun war das vorbei, sein Leben überhaupt vorbei.

In diesem unerträglichen Zustand suchte er in der Woche darauf den Freund auf. Er wußte nicht, was er dort wollte, vielleicht von Peter reden, vielleicht ein solches Gespräch gerade vermeiden, er wußte es nicht. In einer Art Dämmerung und Traum begab er sich nach dessen Wohnung.

Es hatte geregnet und der feine, schwarze Schlamm, der sich vom Staub des Tages auf dem Asphalt der Großstadt sammelt, hatte sich an seine Sohlen geheftet. Der Rechtsanwalt empfing ihn im Eckzimmer. Aber bevor der Besucher eintrat, reinigte er sich umständlich und so, als reute es ihn plötzlich, hergekommen zu sein, die Schuhe an der Bürstenmatte, die den kleinen, viereckigen Raum zwischen den Doppeltüren ausfüllte. Dabei stieß er, am Rande scharrend, auf einen kleinen, länglichen, schwarzen Gegenstand, der sich zwischen dem Teppich und der Wand eingenistet hatte. Er bückte sich und hielt den Füllfederhalter seines Sohnes in der Hand, das Geschenk des Rechtsanwalts vom letzten Neujahr. Ein Stöhnen brach sich aus seiner Brust. Er schlug die Hände vor das Gesicht und weinte zum erstenmal um sein Kind.

Der Anwalt war bis in die Lippen erblaßt. Blitzartig tauchten die Begebnisse jenes Nachmittags wieder vor ihm auf. Er hatte Frau Thora auf seinen Knien gehalten und sie hatte ihm von Peter erzählt. Und dann hatte sie in ihrer Freude über den Jungen seinen Kopf an ihre Brust gezogen und in diesem Augenblick hatte sich die unverschlossene Türe leise bewegt. Aber wie, wie um Gottes willen war Peter zu dieser Stunde hieher gekommen?

Doch da gab der ärmste Vater schon ahnungslos und mit zuckenden Lippen die Antwort: „Er wurde ja am Nachmittag von der mündlichen Prüfung befreit, weil seine schriftlichen Arbeiten so glänzend ausgefallen waren, und da rannte er wohl nach Hause, um es Thora zu sagen. Das Dienstmädchen sah ihn doch. Aber sie glaubte, er hätte bloß was vergessen, so schnell rannte er wieder davon. Doch es war nicht das. Als er Thora nicht fand, lief er zu dir, wie er ja mit allem zuerst zu euch beiden rannte, und als er auch dich nicht fand, muß das wie ein kalter Wasserstrahl auf seine leidenschaftliche Freude gefallen sein, und in einem Augenblick von Unzurechnungsfähigkeit muß er's dann getan haben. Den Federhalter aber verlor er, als er auch vor deiner Türe wieder umkehren mußte."

Dem Schuldigen aber war, als sei er von diesem Augenblick an in alle Höllen verdammt. Aber zugleich wußte er auch, daß er es Thora nie sagen durfte.

Die kleine Eva.

14

Roman von C. Fraser-Simson.

„Ein merkwürdiger Name: Nibs", war alles, was er sagte. „Um aber wieder auf unser Gespräch zurückzukommen: als wir unterbrochen wurden, wollte ich eben die Hoffnung aussprechen, die Papiere zu finden, ohne Sie weiter zu belästigen. Das ist nun nicht gut möglich, da das Safe in diesem Zimmer ist. Darum erzählte ich Ihnen, wie ich zu den Schlüsseln gekommen bin, und wäre Ihnen jetzt sehr dankbar, wenn Sie mir helfen würden."

Was mochte da wieder dahinterstecken? Er hatte doch das Safe schon in der letzten Nacht durchsucht. Warum wollte er das in ihrer Gegenwart nun nochmals tun? Aber sein Zweck wurde ihr bald klar.

Sie sahen die Papiere durch, ein wenig oberflächlich, wie Eva vorkam, und natürlich waren die, um die es sich handelte, nicht darunter. Creason fragte, ob sie noch irgendwo anders nachschauen könnten.

„Kein Geheimfach vorhanden?" warf er hin.

Also das war's! Er hoffte, sie wüßte nichts von der Wichtigkeit der Papiere und daß er der letzte war, der sie haben durfte, und da er sie nicht gefunden hatte, dachte er durch List aus ihr herauszubringen, wo sie sonst verborgen sein könnten.

Eva stellte sich, als dächte sie angestrengt nach. Dann schien sie sich zu erinnern und zeigte ihm das Geheimfach, wie es fast in jedem alten Sekretär angebracht ist. Der Inhalt war nicht gerade überwältigend: ein Fetzen Stempelpapier, ein paar zerbrochene Reißfedern, ein Stückchen Siegellack und ein abgebranntes Streichholz.

„Hier sind die Papiere anscheinend nicht", sagte sie und betrachtete ernsthaft die gefundenen Schätze. Creason warf ihr einen ärgerlichen Blick zu, aber ihr Gesicht verriet nichts als sachliche Hingegebenheit. Von oben bis unten durchsuchten sie den Sekretär. Eva war innerlich vergnügt wie ein Kind, das im Begriff ist, einen lustigen Streich auszuführen. Dabei bemühte sie sich, eine unschuldsvolle Miene zur Schau zu tragen, aber irgend etwas in ihrer Haltung erweckte doch Creasons Argwohn.

„Glauben Sie mir", gnädige Frau, sagte er, und seine Stimme nahm einen drohenden Klang an, „daß es von außerordentlichster Wichtigkeit für Ihren Gatten ist, daß die Papiere gefunden werden und in seine Hände gelangen."

„Ich weiß, ich weiß", rief Eva mit gut gespielter Verzweiflung. „Aber was kann ich tun? Ich habe keine Idee, wo wir sonst noch nachschauen könnten."

„Denken Sie gut nach, gnädige Frau, ehe es zu spät ist."

Das war eine unverhüllte Drohung. Sie zitterte, aber nach außen ließ sie sich nichts anmerken und antwortete etwas von oben herunter:

„Wollen Sie damit andeuten, daß ich die Papiere verborgen halte, Herr Creason?"

„Ich will gar nichts andeuten. Ich möchte Ihnen nur zum Bewußtsein bringen, daß, falls die Papiere nicht gefunden werden, die Ehre und — er machte eine sekundenlange Pause — die Sicherheit Ihres Gatten gefährdet ist."

„Nun schön! Wenn's so wichtig ist, so müssen wir eben die Kriminalpolizei anrufen und das Haus durchsuchen lassen."

Creason runzelte verdrießlich die Stirn.

„Zu Scherzen ist jetzt nicht die richtige Zeit", sagte er. „Sie wissen sicher, daß der Verlust der Papiere nicht bekannt werden darf. Erfährt man, daß er sie auch nur einen